

nicht zu verlieren. Es kam ihm beinahe so vor, als habe er, der Conte Paolo di Barbaro, Teil an dem unerwarteten Wunder.

Die Drei sahen, wie der Erwachte seine Augen zu öffnen versuchte, diese Anstrengung aber sofort einen derartigen Schmerz hervorzurufen schien, daß er den Kopf zur Seite fallen ließ.

»Holen Sie den Arzt, Bruder Ennio!« flüsterte der Abt.

Di Barbaro war instinktiv zu dem Tisch mit der Wasserkaraffe hinübergegangen. Er schenkte das kleine Glas voll und setzte es dem jetzt wieder unbeweglich daliegenden Mann an den Mund. Da sah er, wie die aufgeplatzten, schründigen Lippen, die wie zwei schwere Wulste aufeinanderlagen, langsam, kaum merklich zuckten. Es war nur eine sehr kurze, immer wieder ansetzende Bewegung, eine Art Flackern, wie ein Insektenrucken, doch es ließ in di Barbaro noch einmal jenes Glücksgefühl aufleben, das er seit langem nicht mehr empfunden hatte. Das Wasser lief in kleinen Perlen, aufgefädelt wie an einer Schnur, durch eine kaum wahrzunehmende Öffnung zwischen den Lippen. Di Barbaro goß etwas stärker nach, doch das Wasser schoß nun wie ein kleiner Schwall zu beiden Seiten des Halses hinunter zum Kinn. Die Brust des Erwachten hob sich für einen Moment, dann hörte man noch einmal das Röcheln, darauf aber gleichmäßige Atemzüge, als habe er endlich den ersehnten Schlaf gefunden.

Bruder Ennio kam mit dem Arzt zurück, der sich gleich daran machte, den Mann zu untersuchen. Der Abt nahm di Barbaro am Arm, und sie gingen zusammen hinaus.

»Was meinst Du?« flüsterte der Conte.

»Er ist von den Toten auferstanden ...«, sagte der Abt.

»Es würde mich nicht wundern, wenn er auch noch in den Himmel auffährt«, erwiderte di Barbaro, »Du wirst die Glocken läuten lassen, und Venedig hat endlich einen neuen Heiligen, der den alten San Marco bald in den Schatten stellen wird.«

»Jetzt wird uns die Sache beschäftigen«, sagte der Abt. »Ich ahne, daß uns das Ganze nicht loslassen wird.«

»Dir wäre wohl lieber gewesen, er hätte sich schnell ins Grab legen lassen?«

»Das habe ich nicht gesagt«, lächelte der Abt. »Ich weiß nur, daß solche Auferstandenen manchmal zu predigen anfangen.«

»Das wäre das Schlimmste, was er uns antun könnte«, sagte di Barbaro.

Der Arzt trat aus der Krankenstube und schüttelte den Kopf so demonstrativ, als spielte er eine Szene. »Die Atmung ist normal, auch das Herz schlägt wieder regelmäßig.«

»Und wie erklären Sie uns das, dottore?« fragte der Conte.

»Erklären?! Wie kann man so etwas erklären?«

»Sagen Sie nicht, es sei ein Wunder. Für Wunder ist unser ehrwürdiger Freund hier zuständig.«

»Es gibt solche Fälle«, sagte der Arzt ausweichend und betont langsam, als müßte er sich an ein längst vergessenes Wissen erinnern, »es gibt sie, sehr selten, äußerst selten, besser gesagt! Es handelt sich um eine Art Scheintod. Die Atmung ist so schwach, daß man sie nicht bemerkt, auch die Herztätigkeit ist eingeschränkt. Der Lebende ähnelt einem Toten.«

»Und wie erreicht man diesen angenehm unaufwendigen Zustand?«

»Darüber weiß man beinahe nichts, Conte di Barbaro. Unser Freund könnte etwas Giftiges zu sich genommen haben, auch eine Verletzung am Kopf könnte die Ursache sein. Ich werde das in den nächsten Tagen genauer erforschen. Jetzt braucht der Kranke jedenfalls Ruhe. Ich werde mich um ihn bemühen, ich werde nicht von seiner Seite weichen, bis er uns selbst erklären kann, was ihm zugestoßen ist.«

»Wie lange wird das dauern?« fragte der Abt.

»Einige Tage«, antwortete der Arzt, »wenn man meinen Anweisungen folgt und jede Störung vermeidet.«

»Sagen Sie Bruder Ennio, was Sie brauchen«, sagte der Abt und nahm den Conte am Arm. Sie gingen langsam den Flur entlang, nachdenklich und versonnen, als müßten sie sich anstrengen, eine Lösung des Rätsels zu finden.

»Er ist ein Prinz aus Mantua«, sagte di Barbaro leise. »Sie haben ihn in der Lagune ausgesetzt, weil er seine Mutter geschwängert hat.«

»Paolo, ich bitte Dich! Er ist ein Meeresjünger, ein Heiliger, auf den die Fische hören!«

»Oh, auch gut! Aber warum haben die Fische ihn dann nicht an Land getragen?«

»Weil der heilige Petrus dagegen war! Der heilige Petrus ist eifersüchtig in diesen Dingen!«

Sie erreichten wieder den Kreuzgang. Der Conte blickte kurz hinauf zu den Sternen. »Ich kann jetzt nichts essen«, sagte er. »Keine Polenta, keinen Risotto, vor allem aber keinen Risotto mit Fisch! Du verstehst das, mein Lieber?«

»Ich verstehe«, sagte der Abt, »aber versprich mir, daß Du mich bald wieder besuchst.«

»Wenn man mit unserem Auferstandenen reden kann, werde ich kommen«, lächelte der Conte. »Dann essen wir etwas Passendes, Petersfisch zum Beispiel.«

»Ich erwarte Dich«, sagte der Abt und begleitete seinen Freund zu der Stelle, wo die Gondolieri des Klosters warteten. Sie

umarmten sich wieder, dann stieg Paolo di Barbaro in eine der schwarzen Gondeln und ließ sich zu seinem Palazzo bringen.

### 3

Am nächsten Morgen erwachte er sehr früh. Seit einigen Monaten gelang es ihm nicht mehr, länger als bis zum Sonnenaufgang zu schlafen. Obwohl die Fenster des Schlafzimmers mit dicken Vorhängen verdunkelt und die Holzläden geschlossen waren, schienen die ersten Sonnenstrahlen einen geheimen Weg in sein Hirn zu finden. Selbst im tiefen Dunkel seines Gemachs glaubte er die frühe Helligkeit wahrzunehmen, so unvermittelt und stark, als griffe ihm das Licht unter den Kopf, um ihn aufzurichten.

Di Barbaro erhob sich. Sobald ihn das verborgene Strahlen geweckt hatte, ging er zu den Fenstern, um die Läden einen Spalt zu öffnen und die Morgenluft hineinziehen zu lassen. Dann legte er sich für einige Minuten noch einmal hin, schwerfällig und zitternd, wenn der Wind hereinfuhr. In dieser Lage spürte er die Kühle des großen Baus. Jeden Morgen mußte er sich langsam gegen diese Kühle anstemmen, als sollte er den gewaltigen Bau beleben und den Tag über auf seinen Schultern tragen, bevor er in den Nachtstunden wieder im Wasser versackte.

Jetzt hörte er die ersten Geräusche, das feine, in den Morgenstunden noch hohe Schlacken des Wassers, die Stimmen der Verkäufer vom nahen Markt, den stechenden Schrei einer Möwe, der in den Kanälen nachhallte. Unten wurde gerade das große Tor zur Eingangshalle geöffnet; undeutlich hörte er die Begrüßungsrufe der Männer, die mit einem Lastboot wenige Ruderschläge ins Innere des Palazzos vorstießen, wo die Waren entladen und in den Lagerräumen verstaut wurden.

Eine Handvoll Sonnenstrahlen hatte sich in das Zimmer geschmiegt und legte sich wie eine klebrige Spur auf die dunkelblauen Tapeten. Das kleine Handkreuz auf dem Tisch neben seinem Bett leuchtete. Di Barbaro regte sich nicht; in diesen ersten Minuten konnte er noch an allem teilhaben, ohne sich um etwas kümmern zu müssen. Daher liebte er diese Stunden, von denen keiner seiner Diener etwas ahnte. Er brauchte ihnen keine Aufträge zu erteilen, das Leben geriet allmählich von selbst in Bewegung.

Nach einigen Minuten stand er auf, kleidete sich in einen leichten seidenen Mantel und setzte sich an den schmalen Schreibtisch, der vor Jahren im Zimmer seiner Mutter gestanden hatte. In der meist klemmenden Schublade pflegte er nur ein einziges Buch aufzubewahren, in dem er an jedem Morgen eine Zeitlang las, wenige Zeilen nur, immer wieder, als wollte er seine Gedanken mit

diesen herbeizitierten Worten füttern. Er blätterte und wartete, bis ihn einige Verse lockten: »Allein und sinnend durch die ödsten Lande/ geh' ich mit langsam abgemessnem Schritte,/ die Augen halt ich fluchtbereit, wo Tritte/von Menschen sind zu sehn, geprägt im Sande ...«

Aus einer gewissen Anhänglichkeit las er gern in den Versen des alten Petrarca. Vor über vierhundert Jahren hatte er hier in Venedig gelebt, in einer Vergangenheit, die er, Paolo di Barbaro, sich vorstellen konnte, als handelte es sich um seine Jugendtage. Nichts war vergangen, in Venedig gab es nur eine einzige Gegenwart, die Gegenwart des Alters, die begonnen hatte, als man den Leichnam San Marcos aus dem Orient hierher geschafft hatte. Von da an hatte die Stadt sich vollgesogen mit seinen Aromen, bitteren, weichen Altersaromen, die alle Jugend und alles Neue vertrieben.

Di Barbaro legte das Buch zur Seite. Wie schön und gelassen das doch gesagt war - »allein und sinnend«; so allein, so sinnend war er in der gestrigen Nacht nach Hause zurückgekehrt und hatte sich, nach der kurzen Begrüßung durch seinen Kammerdiener, in seine Zimmer zurückgezogen. Er hatte unruhig geschlafen, noch am heutigen Morgen beschäftigten ihn die Ereignisse der Nacht. Er hätte gerne mit jemandem darüber gesprochen oder sie jemandem erzählt, doch mit wem hätte er sprechen können?

Er ließ das Buch in der Schublade verschwinden und nahm einige Blätter hervor. Er holte sich Feder und Tintenfaß, gürtete den seidenen Mantel enger und begann zu schreiben: »Lieber Antonio, ich muß Dir berichten, was gestern geschah. Ich war auf der Jagd, mit den Jägern aus Pellestrina, die Dir bekannt sind. Die Jagd in der Lagune wird mit den Jahren zu einer immer größeren Freude, warum das so ist, werde ich Dir vertraulich erzählen, wenn wir uns wiedersehen. Gestern überraschte uns, kurz bevor die Sonne ins Meer sank, ein Boot ...«

Di Barbaro wußte, daß sein Bruder auch die Andeutungen verstand. Sie waren zusammen aufgewachsen, nur durch zwei Jahre voneinander getrennt. Und doch war Antonio immer der um vieles Jüngere gewesen, ein schneller, eifriger, in Gesellschaft aufblühender Mann, den es schon früh in die fernen Länder gezogen hatte. Meist sahen sie sich zwei- oder dreimal im Jahr, und immer waren diese Treffen von einer seltsamen Übereinstimmung getragen, als reichte diese wenige Zeit, um sie daran zu erinnern, wie gut sie sich im Grunde verstanden. Für einen längeren Zeitraum hätte diese Harmonie vielleicht nicht gereicht, jedenfalls vermieden sie es, die Probe auf ein dauerhafteres Zusammenleben zu machen. Antonio verschwand nach einigen Wochen so unerwartet und überraschend, wie er gekommen war, nachdem sie die Familienangelegenheiten wie zwei erfahrene Geschäftsleute